

Der Dichter des Schattenhaften

– Zum Tode des Lyrikers Paul Celan in Paris. –

Ob es in irgendeiner Form möglich sei, die Schrecken des Krieges sprachlich-dichterisch zu formulieren, wurde bezweifelt; Adorno bestritt die Möglichkeit des Gedichtes nach Auschwitz – gar über Auschwitz. Und besonders dort, wo „Vergangenheitsbewältigung“ unter anderem darin besteht, dass man sich nicht schämt zu argumentieren, es seien doch höchstens fünf und nicht sechs Millionen Juden vergast worden. Es gibt wenige Belege, welche diesen Zweifel widerlegen könnten. Die „Todesfuge“ von Paul Celan gehört bestimmt dazu. Das Thema der Judenvergasung: Es lässt ein Mahn- oder Strafgedicht erwarten, vielleicht gar ein Rachedgedicht. Celan fand dafür eine Metapher, die ebenso paradox ist wie die Tat selbst: „schwarze Milch“; aber nicht genug damit: Auch die Sinnlosigkeit des Zeitbegriffes angesichts solcher Ungeheuerlichkeiten wird ausgedrückt: Die schwarze Milch gehört der Frühe an, wird abends, mittags, morgens und nachts (in dieser und anderen Reihenfolgen) getrunken. Der Titel des Gedichtes, Todesfuge, erinnert an die Musik, insbesondere an diejenige von Bach, mit der wohl der Begriff der Fuge am ehesten assoziiert wird. Es ist darin die Nähe zum Barock spürbar, dem Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges. Ernst Ginsberg, selber deutsch-jüdischer Emigrant, sprach dieses Gedicht um die Aussage „der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ – es gibt davon eine Platte – ganz aus diesem Geist, mit der Härte der Auflehnung gegen die Absurdität der menschlichen Selbstzerstörung, wie sie Gryphius zum Ausdruck brachte. Aber es ist wohl kein Zufall, dass hier musikalische Formprinzipien zu Hilfe genommen werden. Was die Sprache allein nicht mehr vermag, ist mit dieser streng durchgeführten Fugentechnik, die ein aussersprachliches Prinzip ist, wieder möglich geworden, der Schrecken über diese Absurdität ist in diesem Gedicht (und anderen) Celans verdichtet worden.

Im Grunde zeigt sich jedoch hier schon der Zweifler an der Sprache, den Celan 1960 in der *Büchner-Preis*-Rede eingestand. Einige Sätze daraus seien zitiert:

Das Gedicht zeigt, das ist unverkennbar, eine starke Neigung zum Verstummen... es ruft und holt sich, um bestehen zu können, unausgesetzt aus seinem Schon-nicht-mehr in sein Immer-noch zurück... Das Gedicht wird – unter welchen Bedingungen! – zum Gedicht eines – immer noch – Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandtem, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden; es wird Gespräch – oft ist es verzweifeltes Gespräch.

In einem späten Gedicht erinnert Celan sich angesichts des Hölderlin-Turmes in Tübingen an dessen Ode „Der Rhein“ und bringt zum Ausdruck, dass wir angesichts solcher Sprachkraft, wie sie hier noch besteht, keine Sprache mehr haben, sondern nur noch zu lallen vermögen.

Dieser Freitod eines deutschen Dichters jüdischer Abstammung, der in Rumänien geboren wurde und seit 1948 in Paris als Deutschlehrer wirkte, wo er meisterhaft wie einst Rilke aus dem französischen und englischen Sprachgut übersetzte, erinnert an den ähnlichen Weg, den Kleist wählte – auch er ein an der Notwendigkeit des Zeitlichen und an der Unvollkommenheit der Sprache Verzweifelter. Man mag ihn mit Verfolgungswahn erklären wollen, doch schiebt man ihn mit solcher Erklärung nur beiseite. Was auch immer der Anlass gewesen ist – der Grund ist wohl die Verzweiflung an unserer Zeit, in der trotz des Schreckens zweier Weltkriege noch immer der Waffenlärm erdröhnt, und für denen Unfähigkeit zu bestehen das „verzweifeltes Gespräch“ beredter Ausdruck ist.